

ULF ABRAHAM

KEIN SCHÜLER WEIT UND BREIT

Beitrag zur Diskussion *Wissenschaftssprache, Verwissenschaftlichung der Sprache, Sprachkultur**

Mit Recht hat Hans-Wolf Jäger in seinem Beitrag (S. 418 ff.) den sprachlichen Wildwuchs in der Germanistik auf die Konkurrenz um knapp gewordene Stellen zurückgeführt. In der Tat läßt sich an unserem philologischen Wissenschaftsbetrieb eine Tendenz beobachten, sich dem Neuheits- und damit Veraltungszwang der Konsumgüterindustrie anzugleichen. Wer etwas Neues anzubieten hat, glaubt es nur noch in modischer Verpackung und gewagtem verbalem Styling (Wissenschaftsjargon) verkaufen zu können. Die marktbeherrschende Stellung konkurrierender Produkte anderer Germanisten läßt sich anscheinend anders nicht mehr erschüttern. Kein Zweifel: Der Germanist beim Schreiben schießt auf den Gegengermanisten, mit dem er demnächst um dieselbe Professur konkurriert. Aber auf welche Konsumentenzielgruppe, um im Bild zu bleiben, zielt der Aufwand eigentlich ab? Hans-Wolf Jäger hält dafür, daß der Germanist als Autor gerade nicht vorrangig für Fachkollegen zu schreiben habe, »sondern für Literaturliebhaber«: eine im Wortsinn *dilettantische* Antwort, mit der sich Jäger in entwaffnender Ehrlichkeit außerstande sieht anzugeben, »für wen und für wieviele der Literaturwissenschaftler zu schreiben hat« (S. 420).

Dieses erstaunliche Eingeständnis scheint mir einen blinden Fleck in der Wahrnehmung vieler Fachkollegen exakt zu bezeichnen. Wenn Uwe Pörksen darin recht hat, daß die hier geführte Grundsatzdiskussion nicht vom Bereich der »Obligatorik« des Sprachsystems handelt, sondern von der durch diese erst ermöglichten »Freiheit und Beliebigkeit der Rede« (S. 430), dann handelt sie ganz schlicht von: *Stil*. Daß dies Wort in den letzten zwei Jahrzehnten eher unter die gemiedenen geriet, ist ja kein Zufall; und ich halte auch für ein Indiz, daß in jüngster Zeit sich eine Renaissance des Stilbegriffs anzubahnen scheint, und zwar gerade auf einem Gebiet, dem die Literaturwissenschaft (unter anderem) zuarbeitet, ihr Name sei nun Hase oder Jäger: der Sprachdidaktik. Sie nämlich liegt, nach meiner (vielleicht ja anderswo blinden!) Wahrnehmung im Zentrum des erwähnten

* Die Zitate beziehen sich auf das Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft 33, 1989.

blinden Flecks. Die Bemühungen der Deutsch-Didaktiker und ihrer Klientel, die *Beliebigkeit der Rede* (Pörksen) im guten Wortsinn wieder zum Gegenstand des Sprach- und Literaturunterrichts zu machen, dürfte eine (späte) Reaktion auf jene Beliebigkeit der Rede im *anderen* Wortsinn sein, die sich in der Wissenschaftssprache, aber auch im Journalismus und vor allem in unserem alltäglichen Jonglieren mit den Wortgetümen (sic) der Psychologie, Psychoanalyse, Soziologie usw. ausgebreitet hat. Hier steht man ohnehin, und nicht nur als Student, vor einem »Sprachverhau« (Pörksen, S. 432). Und wenn der auch Wahnsinn ist, so hat er doch Methode: im terminologischen Wildwuchs der Wissenschaft beginnt er (den Studenten zu imponieren), im eigenen Bemühen der Lernenden um stilistische Mimikry setzt er sich fort. Diese Mimikry kann entweder die von Wapnewski (vgl. S. 436 ff.) gemeinte einer Übernahme bombastischer Begriffssysteme und »ambitionierter Phrasen« sein, oder die (ältere) einer stilistischen Anverwandlung der Deutung an den gedeuteten Text, wie sie von Jäger moniert wird (vgl. S. 420 f.). Die fundamentale Unsicherheit vieler Philologen in bezug auf den angemessenen Stil ihrer Rede vom literarischen Kunstwerk ist in beiden Fällen unverkennbar und wäre eigene Überlegungen wert. Für den angehenden Deutschlehrer scheint mir die Folge des Aufenthalts in dieser philologischen Bibliothek von Babylon gerade nicht ein eigener Stil zu sein, sondern eine Verunsicherung über das »wissenschaftliche« Reden, die ihm bleibt; und dies bei fehlender »Grundsensibilität« für das, was Pörksen »Glanz der Sprache« nennt: ein philologisches Lernziel, das im akademischen Betrieb schon untergeht, bevor es richtig auftaucht. (Erschrecken wir nicht schon, wenn in einer Buchbesprechung unser *Stil gelobt wird*?) So schicken wir mit den ausgebildeten Deutschlehrern die Misere mangelnder Sprachkultur an die Schulen und damit in die nächste Generation. Denn die von Wapnewski zitierten Stilblüten der Relevanz-, Akzeptanz- und input/output-Sprache kommen ja nicht von ungefähr; die sie benutzen, haben sie *gelernt*. Und wenn der Mensch, sagt Tucholsky (»fußnotenfrei«), etwas einmal gelernt hat, dann ist da nichts mehr zu machen. Es gibt einen heimlichen Lehrplan des Germanistikstudiums mit folgenden Lernzielen:

1. Zur »Stereotypie« tendiert (Pörksen, S. 434) immer nur die Sprache der andern. Die eigene ist der Sache angemessen. (Reichlich Anschauungsmaterial zu diesem Lernziel enthalten die Diskussionsbeiträge im *Jahrbuch* 1989. In diesem Punkt sind sie sich nämlich alle einig.)

2. Gelernt wird nicht in erster Linie, welche Fakten, Zusammenhänge und Probleme es im studierten Fach gibt (das meiste davon ist schnell wieder vergessen), sondern wie man über beliebige *Inhalte* (doch, ja: »be-

harrlich im Plural«! Vgl. Wapnewski, S. 439) *sprachlich verfügt*. Der Diskurs ist die Botschaft.

3. Mit »wahren« Sätzen über die Literatur (oder, nach anderen, von der Linguistik ins Spiel gebrachten Regeln: über die Alltagsrede) wird die Wahrheit in unserem Fach erst hervorgebracht. Jeder neue Begriff schafft eine neue.

Wie unklar kann denn eigentlich noch sein, »für wen und für wieviele« Germanisten schreiben? Schüler freilich sind nicht ihre »Ansprechpartner«, wie das auf Neudeutsch heißt; wohl aber doch Studenten, die in ihrer Mehrheit später als Deutschlehrer Schülertexte korrigieren, beurteilen, fördern (dem Schüler gar Stilvorbild sein?) sollen.

»Adressatenbezogeneres« Schreiben ohne »Komplexitätsreduktion«? Nein, noch nicht einmal das würde ich fordern; lediglich, daß der Germanist seinen eigenen Stil nicht als Kampfwanne, Machtmittel und Imponiergestus, sondern als *Aufgabe* sieht, und zwar, bevor dem Sprachdidaktiker nur noch die Aufgabe in des Wortes anderer Bedeutung übrigbleibt: dann können wir aufgeben. »Kein Schüler weit und breit«, sagt Kafka. »Die Aufgabe bist du.«